

Der Rote Falke Fridolin

Von einem, der auslog, den Sozialismus zu erkunden: Die Odyssee des Frido Seydewitz

Von Karlen Vesper

Er wollte Schiffskoch werden, die Welt kennenlernen. Unbill verhinderte die Erfüllung des Traums. Dennoch hat er ein weites Stück Welt gesehen. Unfreiwillig.

Frido Seydewitz erzählt seine Geschichte. In einem Fluss, fast ohne Atem zu holen. Atemlos lauscht die Zuhörerin. Im flotten Ritt geht es durch das aufregende und gewalttätige 20. Jahrhundert. Ein dramatisches Kapitel sozialdemokratischer (und zwangsläufig auch kommunistischer) Geschichte wird entblättert. Der Tisch im Wohnzimmer der Familie Seydewitz in ihrem Haus in idyllischer Gegend in Dresden, am Weißen Hirsch, ist festlich gedeckt. Kaffee und Kuchen reichlich. Beides bleibt bis zum Ende des Gesprächs unangetastet. Ich wage es nicht, Frido Seydewitz zu unterbrechen. Und bin beeindruckt. Dieser Mann ist ein wandelndes »Who is Who« der deutschen Arbeiterbewegung.

Fridolin Seydewitz kommt am 7. Februar 1919 in Leipzig als Sohn des gelernten Buchdruckers und sozialdemokratischen Redakteurs Max Seydewitz zur Welt. Die Revolution ist in Berlin blutig niedergeschlagen. Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg sind ermordet. In Weimar ist soden die Nationalversammlung zusammengetreten. Heinrich Mann resümiert: »Die Sozialdemokraten waren hoch erstaunt, als sie sich im Besitz der Macht sahen. Was fängt man unter solchen Umständen mit der Macht an? Nur nichts Umwälzendes.« Den Grund vermutet der Schriftsteller in »kleinbürgerlicher Ängstlichkeit und Ordnungsliebe«.

Wider dieses strenge Urteil nimmt Frido Seydewitz die SPD in Schutz: »Was alles in den Jahren der Weimarer Republik erreicht worden ist – Gleichberechtigung der Frau, Acht-Stunden-Tag und Trennung von Staat und Schule von der Kirche – verdankt sich der Sozialdemokratie. Errungenschaften, die offenbar immer wieder neu erkämpft werden müssen.« Der Zeitzeuge ist überzeugt: »Wenn die Weltwirtschaftskrise nicht gewesen wäre, wenn SPD und KPD gemeinsame Politik gemacht hätten, wären die Nazis chancenlos geblieben.«

Sodann kommt Frido Seydewitz auf den »Brüderkampf« zu sprechen, den er miterlebt, sogar mit ausgefochten hat. »Radau-Kommunisten«, schimpft der Vater zur Zeit der Großen Depression. »Die KPD war zu einer Arbeitslosenarmee verkommen, nach den vielen Spaltungen der vorangegangenen Jahre war nichts mehr übrig von ihrem einst großen intellektuellen Potenzial«, kommentiert Frido Seydewitz das Verdikt des Vaters, der Mitglied des Parteiausschusses der SPD und Reichstagsabgeordneter war. Nein, sein Vater war kein Kommunistenhasser, fügt er eilig hinzu, »auch wenn er sich immer wieder mit denen gehakt hat«.

Die Bildung einer gemeinsamen Regierung mit den Kommunisten unter dem Sozialdemokraten Erich Zeigner 1923 in Sachsen begrüßt Max Seydewitz. Als dann die Reichswehr einmarschiert, um dem »roten Spuk« ein gewaltsames Ende zu bereiten, muss der Vater untertauchen. Die familiäre Wohnung ist für den steckbrieflich gesuchten SPD-Vorsitzenden von Zwickau und Chefredakteur des »Sächsischen Volksblatts« tabu. Zufällig begegnen die Söhne dem Vater auf der Straße. Er duldet keine Ummarmung: »Geht mal schnell nach Hause. Ich bin jetzt illegal. Ihr habt mich nicht gesehen.«

Der 1892 in der Tuchmacherstadt Forst in der Lausitz geborene

Gerbersohn Max Seydewitz gehört zum linken Flügel der SPD. »Die ganze SPD-Spitze war ja verbontzt«, weiß der Sohn vom Vater. Max Seydewitz klagt das Einklinken seiner Partei vor den Reichen und Rechten an, die Zustimmung zum Panzerkreuzerbau und die Tolerierung des mit Notverordnungen präsidial regierenden Reichskanzlers Brüning. Im »Klassenkampf«, Organ der linken Sozialdemokraten, veröffentlicht er streitbar einen Mahnruf: »Macht Schluss mit der Tolerierungspolitik, begrabt die Illusion, ... mit diesem Ausweichen und Zurückweichen das größere Übel von der Arbeiterklasse abwenden zu können ... Die Partei muß jetzt den Kampf um die Macht mit allen Mitteln unter sozialistischen Lösungen aufnehmen und den nach Hoffnung hungernden Massen den Sozialismus als einzige mögliche Rettung aus dieser Krise zeigen.«

Als Max Seydewitz auf dem Leipziger Parteitag der SPD im Frühjahr 1931 seine Kritik wiederholt, ist der Rubikon überschritten. Zwar sucht der Parteivorsitzende Otto Wels während des Wiener Kongresses der II. Internationale im Sommer noch eine Aussprache unter vier Augen, wie sich Max Seydewitz in seinen Memoiren erinnert: »Er schmeichelte mir mit Redensarten über meine Aktivität, meinen Fleiß und meine Energie, die ich jedoch für eine falsche Seite vergeude. Mein Fehler sei mein Radikalismus und mein Missverstehen der taktisch klugen und weisen Politik des Parteivorstandes. Mein Radikalismus werde sich mit dem Alterwerden gewiß geben.« Wels überzeugt ihn nicht. Im September 1931 schließt der Parteivorstand Max Seydewitz aus. Der Beschluss wird im »Vorwärts« ausführlich kommentiert. »Lange blieb der Vater nicht politisch heimatlos«, berichtet der Sohn.

Am 2. Oktober 1931 gründet Max Seydewitz mit dem gleichfalls ausgeschlossenen Juristen Kurt Rosenfeld, Verteidiger von Carl von Ossietzky im »Weltbühnenprozess« und auch Anwalt von Kommunisten, die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands, der sich alsbald weitere linke Abspaltungen der SPD wie der KPD anschließen.

Max Seydewitz mit seinen Söhnen Horst, Frido und Johann-Christoph sowie seiner ersten Frau Erna

Unten: Frido Seydewitz mit Gattin Erika

Fotos: privat



In Lübeck tritt enthusiastisch ein junger Genosse namens Herbert Frahm alias Willy Brandt bei. Die SAP praktiziert antifaschistische Einheitsfront. Später, im Prager Exil, werden Wels und Rudolf Hilferding, der Finanzexperte der SPD und Autor des sogenannten Prager Manifests, Max Seydewitz aufsuchen und bitten, Kontakt zu den Kommunisten zu vermitteln.

Am 1. Mai 1932 marschiert man aber in Berlin noch getrennt. Der Rote Falke Fridolin ist dabei, an seiner Seite der vier Jahre ältere Bruder Horst: »Rechts marschieren wir, links die Kommunisten, die Hermannstraße runter. Mit großem Eifer brüllten wir nach links: »Wer hat uns verraten? Die Thälmann-Soldaten. Wer macht uns frei? Die sozialdemokratische Partei.« Es schallte zurück: »Wer hat uns verraten? Die Sozialdemokraten. Wer macht uns frei? Thälmanns Partei.« An der Hasenheide angelangt, ging die Prügelei los. Noch heute ist Frido Seydewitz das Lied im Ohr, dass die in Moskau ausgeheckte »Sozialfaschismus-These« pur wiedergibt. Der Vetter hebt an zum Gesang: »Eins, zwei, drei, die ganze SPD Augen rechts zur NSDAP. Kleine Übel schlucken tut ja gar nicht weh ... Eins, zwei, drei. Was kommt da von der Höh? Ein dreifaches Hoch der neuen NSDA-SPD.«

Als der Reichstag in Berlin in Flammen steht, ist Max Seydewitz wieder illegal. Am 5. März 1933, Wahltag unter Terror, stürmt SA seine Wohnung am S-Bahnhof Ge-

sundbrunnen und trifft nur dessen beiden Buben an. Tagelang sind Fridolin und Horst Geiseln der Braunhemden. Am 1. April ziehen die SA-Männer ab, um Juden zu jagen. Die Seydewitz-Söhne nutzen die Chance, fliehen. Kurz darauf sind sie in Prag, beim Vater und der Stiefmutter. »Meine Eltern haben sich 1928 scheiden lassen«, klärt Frido Seydewitz auf.

Auf dem Brüsseler Kongress der II. Internationale 1928 hat Max Seydewitz die zwölf Jahre jüngere Ruth Lewy, Vorsitzende der Jungsozialisten von Oppeln, kennengelernt und sich auf der Stelle verliebt. Zu Silvester sind sie bereits verheiratet. Zum Kummer von Ruths jüdischer Familie. Auch ihre Genossen sticheln: »Heiratet er dich, weil er dich liebt oder weil er dich zur Arbeit braucht?« Gewiss, die Söhne schmerzt der Entschluss des Vaters. Sie verzeihen ihm. »Ruth war eine sehr intelligente Frau und konnte meinen Vater mehr unterstützen als meine Mutter, eine einfache Hausfrau«, sagt Frido Seydewitz.

Zwei Jahre lebt die Familie in der Moldau-Metropole. Fridolin und Horst lernen Tschechisch – und Russisch. Denn 1935 geht für die Reise gen Osten. Sie sind begierig, den Sozialismus zu erkunden. An der russischen Grenze werden sie jedoch aus dem Zug geholt, tagelang festgehalten: Ihr Sowjetpass ist druckfrisch, was den Beamten höchst verdächtig erscheint. Es geht alles gut und die Reise weiter. In Moskau werden

die Gebrüder von Paul Franken empfangen. »der Landtagsabgeordneter in Zeitz war, ein guter Freund meines Vaters. Er wurde mit Paul Levi 1921 aus der KPD ausgeschlossen, weil er die putschistische Politik der linkssektiererischen Führung nicht mitgetragen hat. Da kehrte er in die SPD zurück.« Franken arbeitet in Moskau als Umbruchredakteur in der »Deutschen Zentralzeitung«. Er bringt Fridolin und Horst im »Gastiniza Wostok« unter (1944 wird er im Gulag umkommen).

Beim Abschied in Prag hat der Vater die Söhne ermahnt, in der Sowjetunion nicht auf Kosten der MOPR, der Internationalen Roten Hilfe (IRH), zu leben und schnell auf eigenen Füßen zu stehen. »Daran haben wir uns gehalten.« Fridolin und Horst absolvieren eine Schlosserlehre im Stanko-Sawod. Dort kümmert sich um sie die nur einige Jahre ältere Marta Möller. Sie hatte die Auslandskorrespondenz in der »Deutschen Zentralzeitung« betreut, wurde aber als einstiges Mitglied der »rechtsabweichlerischen« KPD (Opposition) in die Maschinenfabrik verbannt. Sie ermuntert Fridolin und Horst, die »RabFak«, die Arbeiterfakultät,

zu besuchen, um die Hochschulreife zu erlangen. Wegen Hitler haben die Brüder nur die Untersekunda respektive die Untertertia erreicht. »Es war aufregend in Moskau«, erinnert sich Frido Seydewitz. »Wir besuchten den Klub ausländischer Arbeiter, den Thälmann-Klub, Theater und Konzerte. Wir fuhren auf die Krim und in den Kaukasus.« Die Brüder treten in den Komsomol ein. 1937 besucht sie Kurt Rosenfeld in Moskau, überbringt Grüße des Vaters und schenkt Fridolin und Horst ihren ersten Schulmap. Und dann ... Dann ist auf einmal alles anders.

Im Stanko-Sawod und an der Rab-Fak waren schon viele verhaftet, doch wir glaubten nicht, dass es auch uns treffen könnte«, gesteht Frido Seydewitz. Am 17. Februar 1938 wird Horst vom NKWD verhaftet. Fridolin eilt ins Hotel »Lux«, will den KPD-Vorsitzenden Wilhelm Pieck sprechen. Er empfing mich freundlich, sehr liebenswürdig und sagte, er könne sich auch nicht vorstellen, dass mein Bruder etwas verzapft habe.

Er würde Dimitroff um Hilfe bitten.« Indessen, in der Nacht vom 8. zum 9. März, wird auch Fridolin verhaftet. »Wir haben in unserem Emigrantenheim Frauentag gefeiert. Auch ich habe ordentlich das Tanzbein geschwungen.« Fridolin wird in die Lubjanka gebracht und erschrickt, als er die Inhaftierten sieht: Die Körper mit blauen Flecken übersät und blutend. »Ich dachte, die haben die Besoffenen aus ganz Moskau aufgelesen.« Bald dämmert ihm die Wahrheit.

Nach Tagen im stickigen Kellerloch wird er zum Verhör geholt. »Du bist Deutscher, also bist du ein Spion«, schreit ihn der Untersuchungsleiter an. In der Anklageschrift wird gar die abstruse Behauptung aufgestellt, Fridolin und sein Bruder seien Mitglieder einer »Hitlerjugend« in Moskau gewesen. Das bei der Verhaftung von Horst gefundene Fahrtenmesser gilt als potenzielle Tatwaffe: Der Bruder habe damit am Spasski-Turm Stalin auflauern und ein Attentat auf ihn verüben wollen.

Fridolin kommt ins Taganka-Gefängnis. Nach einem Jahr ergeht das Urteil: acht Jahre Arbeitslager. Während sein Bruder bereits nach Workuta verschleppt ist, wird Fridolin über Hunderte Kilometer per Zug, Frachtschiff und auf offenem LKW durch die Taiga bis an die Kolyma, »weit hinter dem Polarkreis«, deportiert. Er muss in eine Goldgrube einfahren. Unterernährt schafft er die Norm nie. Er hat Glück im Unglück. Helfer des Lagerarztes ist Heinz Lüschen, der wie Fridolin in Berlin die Karl-Marx-Schule besucht hatte. 1931 in die Sowjetunion gereist war und bis zu seiner Verhaftung an der Karl-Liebknecht-Schule in Moskau unterrichtete. Lüschen setzt ihn auf eine Liste von Häftlingen, die auf ihre körperliche Tüchtigkeit untersucht werden sollen. Der schwächliche Fridolin wird ins Lazarett eingewiesen, aufgepappelt und anschließend in die Buchbinderei des Lagers gesteckt. Später wird er als Glasbläser arbeiten: »Am Ofen war es wenigstens warm.«

Was wusste Max Seydewitz vom bitteren Los seiner Söhne? Haben sie ihm später ihr Leid geschildert? »Mein Vater hatte viele gute Eigenschaften. Und die überwogen. Aber bei Dingen, die er nicht überblicken oder ändern konnte, ließ er sich zurück. Für mich selbst war das ja alles ein einziger Altraum. Auch ich glaubte, dass es nur ein großer Irrtum war, Stalins nichts wusste. Ich habe mehrere Briefe an Stalin geschrieben.« Und dann merkt Frido Seydewitz nachdenklich an:

»Für die Kommunisten war das viel schlimmer als für uns Sozialdemokraten. Für sie zerbrach ein Heiligtum. Und daran zerbrachen viele.«

Während seine Söhne im Gulag leben, arbeitet Max Seydewitz im schwedischen Exil mit dem von der Komintern nach Stockholm gesandten Herbert Wehner zusammen. Nach der Kapitulation Nazideutschlands wieder in Berlin, leitet der Vater, nunmehr Ministerpräsident von Sachsen, die Suche nach den Söhnen ein. Erst 1948 ist die Familie wieder vereint. Horst Seydewitz wird Diplomat (er stirbt 1997), Frido Seydewitz schlägt die juristische Laufbahn ein. Max Seydewitz gerät 1951 ins Visier einer Kampagne gegen ehemalige Sozialdemokraten, muss »Selbstkritik« üben und erhält kein hohes politisches Amt mehr. Er stirbt 1987.

Frido Seydewitz ist mit seiner Geschichte längst nicht am Ende. »Aber interessiert das denn heute noch jemanden, außer uns Alten?«, fragt er etwas verunsichert. Doch, das interessiert.

Für die Kommunisten war es schlimmer als für uns Sozialdemokraten. Für sie zerbrach ein Heiligtum. Und daran zerbrachen viele.